

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 45: Ferien in der Schweiz

Artikel: Inwiefern der Schweizer hässlich und schön, sauber und schmutzig ist
Autor: Knobel, Bruno / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-616309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Inwiefern der Schweizer hässlich und schön, sauber und schmutzig ist

Kein Klischee ohne Gegenklischee

DIE KRETER SIND IMMER LÜGNER, böse Tiere und faule Bäume – ist ein altes nationales Vorurteil, und selbst wenn es vom Apostel Paulus stammt, ist es kein bisschen gescheiter als die Behauptung aus einem Operettenlied: «Die Männer sind alle Verbrecher.» Wenn der an anderer Stelle dieses Heftes erwähnte belgische Journalist meinte, die Schweizer seien genauso, wie man sie sich vorstelle, «sauber, pünktlich, solide, wohlhabend, arri-viert und selbstzufrieden. Alles passt genau in das *Klischee*, das man sich von der Schweiz macht», dann fürchte ich, dass auch das, nämlich dass die Wirklichkeit dem Klischee entspre-che, nichts anderes als ein Klischee ist. Die Unterschiedlichkeit, ja Widersprüchlichkeit dieser Klischees bringen einen auf die Vermutung, die nationalen Bewertungsklischees sagten mehr aus über den, der sie verwendet, als über den Bewerteten. Das zeigt die Behauptung Lenins: «Die proletarische Revolution wird von der Schweiz ausgehen.» Der deutsche Revolutionär und Dichter Georg Büchner dagegen warnte seine Landsleute: «Lasst euch nur nicht durch die Ammenmärchen in unseren Zeitungen stören. Die Schweiz ist eine Republik, und weil die Leute sich gewöhnlich nicht anders zu helfen wissen, als dass sie sagen, jede Republik sei unmöglich, so erzählen sie den guten Deutschen jeden Tag von Anarchie, Mord und Tot-schlag . . .»

Oder da steht im schwedischen Reiseführer «Schweiz i närbild»: «... die kantonale Aufteilung und die Tradition machen die Schweiz zum gelobten Land des guten Mittel-masses» – leicht naserümpfend –, während der Oesterreicher Hans Weigel gerade diese föderalistische Struktur für erforder-lich hält, um die Macht eines geistigen Mittelmasses zu verhindern: «In der Schweiz wäre Adolf Hitler vermutlichlich Vereinspräsident, vielleicht aber auch Regierungspräsident seines Heimatkantons geworden. Und vielleicht wäre es ihm sogar gelungen, in diesem Kanton eine Art Diktatur zu etablie-ren (so wie dies dem Gouverneur Long in Louisiana gelungen ist). Seine Partei hätte etliche Mandate im Nationalrat ge-wonnen, aber sein Kanton hätte in der zweiten Kammer, dem Ständerat, nur über zwei von 24 Sitzen verfügt. Und im Rah-men eines sehr umständlichen und langwierigen staatsrecht-lichen Kräftespiels wäre nach einigen Jahren die Entscheidung des Bundesgerichts erflossen, dass die NSSAP verfassungswidrig sei. Nachdem die letzten Rekursmöglichkeiten erschöpft gewesen wären, hätte Hitler bei der nächsten Wahl nicht mehr kandidiert, hätte sich neuerdings dem Gewerbe des Malers zugewendet, wir könnten in den Souvenir-Läden von Interlaken, Luzern, Davos und St. Moritz seine Berg-einsamkeiten und Sonnenaufgänge erstehen, und wenn er nicht gestorben wäre, lebte er noch heute . . .»

Es wird eben jedes Volk mit seinen Problemen so fertig, wie es die Gegebenheiten zulassen. Da nützt auch nichts, wenn Eduard Rosental von der Agentur Novosti in Moskau klagt: «Ich konnte mich überzeugen, dass die Schweizer leider nur eine vage Vorstellung von *unsere*r sozialen Ordnung besitzen.» Vielleicht kam der deutsche Journalist Peter Merten der Sache näher, als er feststellte: «In der Schweiz funktioniert stets



beides: die Demokratie und das Militär; in Deutschland immer nur eines von beiden.» Wie gesagt: In den Urteilen wird oft mehr über das Land des Bewertenden gesagt als über die Schweiz.

Wir Schweizer sind hässlich und grob

Sagte es Giovanni Arpino vom und im «Tempo» noch verhältnismässig mild, nämlich: «Die Schweizer sind Barba-ren, wenn oft auch einigermassen zivilisierte», so war Graf Hermann Keyserling wesentlich deutlicher: «Die allgemein deutsche Grobheit erlebt in der Schweiz eine phantastische Uebersteigerung . . . So ist denn Plebejismus dort heute Ideal . . . Bei sozial Höherstehenden hat das zur Folge, warum kein fei-nerer Mensch die Schweiz als solche mag.» Und einer dieser Feinhöheren muss Friedrich Engels gewesen sein, der Kum-pan von Karl Marx, der den hässlichen Schweizer auf gerade-zu meisterhafte Weise charakterisierte: «Es gibt zwei Gegen-nden in Europa, in denen sich die alte christlich-germanische

Barbarei in ihrer ursprünglichen Gestalt, beinahe bis aufs Eichelfressen, erhalten hat: Norwegen und die Hochalpen, namentlich die Urschweiz . . . Die (Schweizer) beschäftigen sich in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit mit Kühemelken, Käsemachen, Keuschheit und Jodeln . . . Sie waren arm, aber rein von Sitten, dumm, aber fromm und wohlgefällig vor dem Herrn, brutal, aber breit von Schultern und hatten wenig Gehirn, aber viel Wade . . .»

Wenn hier übrigens Engels von zwei Gegenden Europas sprach, so behauptet der Franzose Jean Paulhan, es gebe zwei Sorten Schweizer: die Dandies und die Wohltäter. «Die Dandies stellen seltsam eindringliche Fragen und erweisen Gefälligkeiten mit Ausnahme jener, um die man sie bittet; die Wohltäter scheinen bereit, Sie zu bemitleiden, bedauern oft, dass die Schweiz neutral geblieben sei und überreichen Ihnen schliesslich ein Päckchen Schokolade.»

Dies nur nebenbei. Wenn man uns Schweizer aber hässlich nennt, dann lässt sich das ertragen, weil wir ja andererseits auch als vernünftig gelten, und vernünftigerweise muss man sagen, dass es keine Schande ist, hässlich zu sein, weil man schliesslich nichts dafür kann. Anders ist es natürlich mit dem vielgehörten Vorwurf:

Der Schweizer sei humor- und witzlos

Müsste ich dafür ein Beispiel geben, fiele mir Lord Arran ein. Dieser schrieb einmal: «Die Schweizer sind hässlich, übelriechend und geldgierig.»

Die humorlose Entrüstung, mit der die Schweizer reagierten, war so gross, dass der Nebelspalter sich zu schreiben gedrängt fühlte: «*Typisch schweizerisch* war das, was Lord Arran beschrieb, vielleicht nicht, sicher aber die Heftigkeit, mit der die Schweizer darauf reagierten.»

Allerdings waren es nicht nur die Schweizer, die humorlos reagierten, sondern – und weit mehr noch – die von Natur humorbegabten Engländer. In den Leserbriefen der «Times» erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Fast alle Einsender

äusserten sich lobend über Schweiz und Schweizer: Sauberkeit, Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit . . . Zum Beispiel J. A. Bourne, Catford: «Die Schweiz ist bekannt für ihre Sauberkeit und Hygiene, einschliesslich persönlichem Charme ihrer Bevölkerung. Wir in Grossbritannien könnten von ihr viel lernen . . .» Und so weiter.

Auf solche Art zwischen zwei Feuer geraten, gab Lord Arran mit viel Humor folgende Erklärung ab: «Hiermit nehme ich alles, was ich gesagt habe, zurück und verkünde meine Ueberzeugung: Die Schweizer sind die netteste, freundlichste, bestaussehende Rasse der Welt! Sie alle riechen zauberhaft, einige nach «Chanel No. 5», andere nach «Essence de Polecat». Sie alle verabscheuen das Geld.»

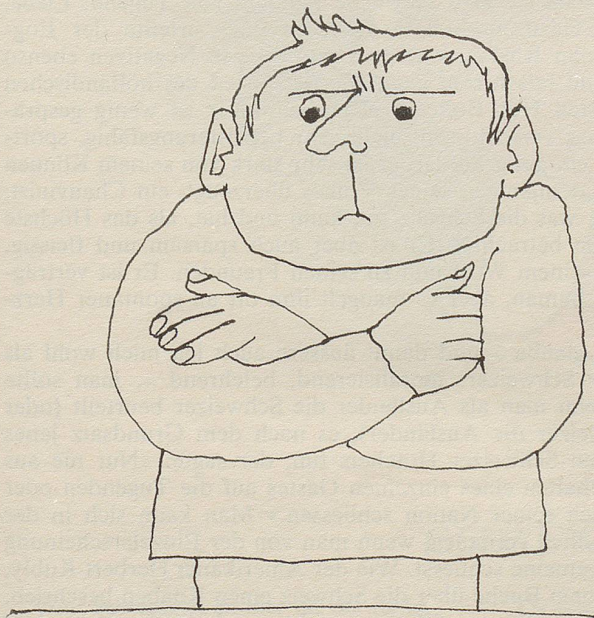
Das zusammenfassende Ergebnis einer Umfrage in Oesterreich lautete: «Die Schweiz ist ein rationelles, von Tradition geprägtes Gemeinwesen, das beispielgebende Formen des öffentlichen Lebens besitzt, dessen Bewohner tüchtig und zuverlässig sind, aber auch humorlos, amüsich, geistig schwerfällig, ungefällig, witz- und temperamentlos.» Wozu die österreichische Journalistin Inge Santner zwar bemerkte: «Ein bisschen schweizerische Eigenreklame könnte die Oesterreicher bald zur Erkenntnis bringen, dass sie nicht als einzige Nation des Alpenraumes Kultur, Humor und Charme haben, und dass es sich wohl lohnt, gründlich über die alemannische Grenze zu schauen.»

Freiheit und Ordnung

Im schwedischen «Dagens Nyheter» war einmal zu lesen: «Die schweizerische Gesellschaftsform funktioniert wie eine altertümliche Pendeluhr – mit schwerfälliger Präzision –, die revidiert werden sollte.» Als erfreulich an diesem Urteil empfand ich, dass nicht auch noch, wie in Graham Greenes «Drittem Mann», behauptet wurde, die einzige Erfindung, welche die Schweiz in den letzten 150 Jahren gemacht habe, sei die Kuckucksuhr, was nicht nur widerlegt wird durch den Protest der Deutschen, welche die Wiege der Kuckucksuhr zu Recht für ihren Schwarzwald reklamieren, sondern auch durch eine Anekdote, die ich von einem Franzosen hörte: «Einer amerikanischen Firma gelang es, den dünnsten Draht der Welt zu erfinden. Voll Stolz schickte sie ein Muster an einen Schweizer Kunden. Dieser gratulierte umgehend dem Amerikaner und fügte bescheiden an, er habe sogleich eine Methode erfunden, mit der sich ein Loch in besagten Draht bohren lasse.» Das hat zwar weder mit Pendeluhr und Gesellschaftsform noch mit Freiheit und Ordnung zu tun als vielmehr mit dem Arbeitseifer, worüber der Engländer Mikes sagte: «Die Schweizer sind wirklich arbeitsame Menschen, und ihr Arbeitseifer ist eine ihrer abstoßendsten Tugenden. Im Grunde genommen sind es überhaupt gerade die Tugenden der Schweizer, die manchmal am schwersten zu ertragen sind.»

Aber zurück zur altertümlich funktionierenden Gesellschaftsform: Der Durchschnittsschweizer wird behaupten, sie sei charakterisiert durch Freiheit und Ordnung, die sie gewähre. Davon hielt Goethe allerdings nichts, auch wenn er in einem Gedicht aus der Schweiz die Freiheit pries. In Prosa meinte er: «Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann!»

Dass es schwierig ist, zwischen maximaler Freiheit und optimaler Ordnung die richtige Mitte zu finden, ist nicht nur den Schweizern schon aufgefallen, sondern oft auch jenen Ausländern, die vergeblich versuchten, eidgenössischer Freiheit in der Schweiz teilhaftig zu werden. Davon gibt ein Brief Kunde, den James Joyce dem Zürcher Stadtpräsidenten schrieb: «Bei meiner Ankunft hier vor einigen Tagen erfahre ich, dass Sie so freundlich waren, meinem Eintrittsbewilligungsgesuch bei der Behörde das Gewicht Ihrer einflussreichen Empfehlung hinzuzufügen, mit dem Resultat, dass ein Niederlassungsvisum in Zürich jetzt mir und meiner Familie bewilligt worden ist . . .»



Illustrationen: Barth

Und Rilke schrieb: «Die Schweiz hatte mich, seit mehr als einem guten Jahr, durch so viel gute Freunde und zutrauliche Orte zu verwöhnen gewusst – ich hatte wirklich kein Recht, immer noch mehr von ihr zu verlangen: aber siehe: Sie hatte mir noch ein Allerbestes, ein ganz und gar Erfüllendes aufgespart, diesen Ort einer vollkommenen Zuflucht . . .»

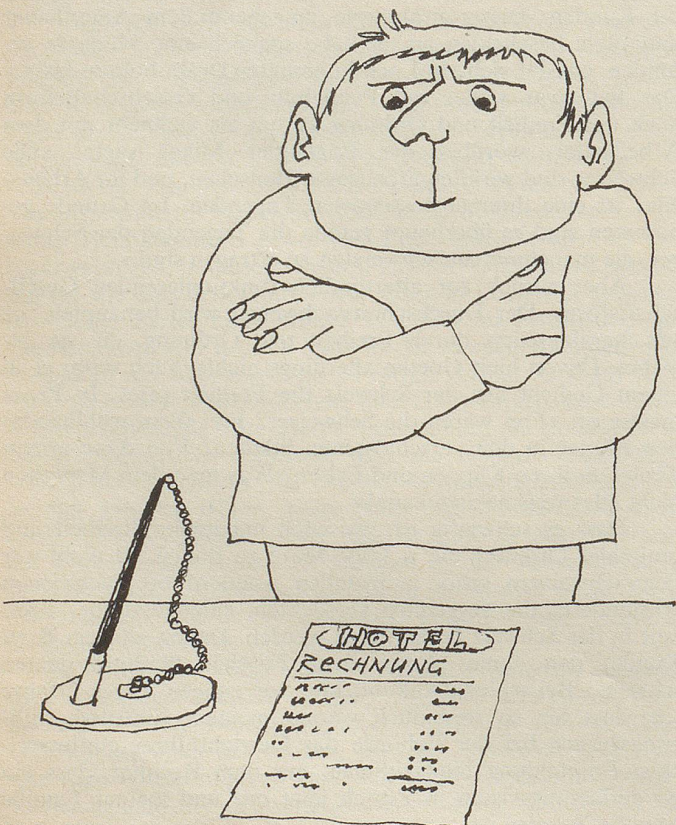
Oder der Hollandamerikaner Henry Fentener, der sich empörte: «Man weist mich aus der Schweiz, weil mein Haus zu hoch ist. Aber ich soll die Kosten für das zu hohe Haus auch noch bezahlen . . .»

Angesichts fremdenpolizeilicher Abwehrhaltungen aus verschiedenen Gründen durfte aber Ignazio Silone doch erklären: «Glücklicherweise hat es in der Schweiz stets grossmütige Menschen gegeben, die mit eigenen Mitteln das Versehen der Allgemeinheit wieder gutgemacht haben.»

Das hat selbstverständlich nichts zu tun mit der

Gastfreundschaft «an und für sich»

des Schweizer Gastgewerbes etwa in dem Sinne, wie ein Berliner Taxichauffeur sich äusserte: «Natürlich sind die Schweizer gastfreundlich gegenüber dem Ausländer, schliesslich wollen sie ja an ihm verdienen, aber in Wirklichkeit lassen sie ihn ihr Misstrauen bei jeder Gelegenheit spüren.» Dieser Eindruck mag entstehen, weil der Schweizer weniger als der Berliner das Herz auf der Zunge trägt. Hans Weigel erklärte es so: «Der Schweizer, ohne eigenes Dazutun zum mehr oder weniger ausgesprochenen Hotelportier-Status genötigt, hütet sich vor Liebedienerei und Anpassung. Er blickt nicht auf, er blickt auch nicht hinab, er bleibt reserviert. Er biedert sich nicht an. Man wird in der Schweiz alle klassischen Leistungen der Beherbergung . . . vorfinden, man wird sich als Besucher stets willkommen, aber kaum je herzlich willkommen fühlen, man wird Besucher bleiben . . .; denn der wahre Gast soll sich ja wie zu Hause fühlen, und eben das soll der Fremde in der Schweiz nach dem Willen der Schweizer keinesfalls. Die Schweizer geben dem Besucher alles, nur nicht sich selbst.»



Aber des Schweizers Tüchtigkeit, die ihm Geld einbringt, ferner der Umstand, dass er Gastfreundschaft «verkauft», und schliesslich die «Gnomen von Zürich» bringen ihn in Verruf. Schon Voltaire sagte: «Wenn Sie einen Schweizer Bankier aus dem Fenster springen sehen, dann springen Sie hinterher. Es gibt bestimmt etwas zu verdienen.» Und Chateaubriand, der französische Politiker, meinte: «Die Schweiz hat auf die Katastrophen Europas eine Bank gegründet.» Dazu kann ein Schweizer höchstens bescheiden anmerken, dass wenigstens keine der zahlreichen Katastrophen Europas von der Schweiz *verschuldet* wurde, und das ist immerhin auch etwas, und zwar trotz ausgesprochen männlicher Suprematie. «Mit Bezug auf Gesetze und Erziehung nämlich», so schrieb Edward Behr im amerikanischen «Newsweek», «ist die Schweiz eine Bastion männlicher Suprematie, wie es sie in diesem Ausmass nur noch bei den Moslems gibt . . . Weshalb ich jedesmal erleichtert aufatme, wenn ich die Schweiz verlasse.» (Zu dieser Suprematie stand übrigens im schwedischen «Aftonbladet»: «In der Schweiz ist der Mann Alleinherrscher im Hause – aber er muss auf dem Parkettboden der Frau Pantoffeln tragen.»)

Möglicherweise setzt sich Mister Behr, wenn er erleichtert die Schweiz verlässt, nach London ab, wo die BBC einmal feststellte: «Wenn es die Schweiz nicht gäbe, bestünde keine Notwendigkeit, sie zu erfinden.» Dazu wäre aber nicht nur Heinrich von Kleist anzuführen, der 1802 klagte: «Es hat allen Anschein, dass die Schweiz *französisch* werden wird – und mich ekelt vor dem blossen Gedanken», sondern auch der amerikanische Dichter Oliver Wendell Holmes, der schrieb: «Die Erhabenheit und Schönheit der Landschaft haben aus der Schweiz die Hauptstrasse für eine Reise durch Europa gemacht, wo vor allem die *Engländer* bis zum Exzess auftreten.» Wie tröstlich gerade für *sie*, dass die Schweiz schon erfunden ist!

Die krummen Glarner

«Sie verstehen nicht viel von Schönheit und Bildung. Dafür haben sie eine schwache Ahnung von Tugend, Liebe, Geduld, Gastfreundschaft, Glauben . . .» urteilte der Engländer John Ruskin, was im Positiven wie Negativen ebenso richtig und falsch sein kann wie das Urteil des holländischen Journalisten Hen Bollens: «Der Schweizer ist wenig gesprächig, etwas verschlossen, nicht sehr begeisterungsfähig, sportlich und ein guter Soldat; er ist sehr stark von seinem Können und von demjenigen seines Volkes überzeugt, ein Chauvinist, der alles, was die Schweiz tut, kann und hat, als das Höchste auf Erden betrachtet. Er ist aber auch sparsam und fleissig, steht zu seinem Wort und zu seinen Freunden. Er ist verträglich und human, aber es mangelt ihm oft an spontaner Herzlichkeit.»

Ich glaube – und damit äussere auch ich mich wohl als *typischer* Schweizer: moralisierend, belehrend –, man sollte dann, wenn man als Ausländer die Schweizer beurteilt (oder als Schweizer die Ausländer), es nach dem Grundsatz jenes erfahrenen Schweizer Hoteliers tun, der sagte: «Nur nie aus dem Verhalten eines einzelnen Gastes auf die Tugenden oder Schwächen seiner Nation schliessen.» Man kann sich in der Tat gründlich verhasen, wenn man von der Einzellerscheinung aufs Allgemeine schliesst. Wie der Amerikaner Herbert Kubly, der in einem Buche über die Schweiz einen Knaben beschrieb, welcher – im Kanton Glarus – nicht gerade hoch aufgerichtet ging: «Er bewegte sich in leicht gebückter Haltung, wie sie typisch ist für die Glarner, die ja ständig schwere Lasten tragen . . .»

Es ist zwar nicht ganz ausgeschlossen, dass die Glarner seither gebeugt gehen – weil sie sich über die Verallgemeinerung krummgelacht haben.